Zur Frage nach der Heimat

Arnold Stadler

Im Jahr 2004 wurde vom Goethe-Institut das schönste deutsche Wort mit der schönsten Begründung gesucht. Es war das Wort „Habseligkeiten“. Die meistgenannten „schönsten“ Wörter waren aber: Platz 1: Liebe, Platz 2: Gemütlichkeit, Platz 3: Sehnsucht, Platz 4: Heimat. Immerhin Platz 4, bei diesem so geschändeten Wort, in einer ebenfalls geschändeten Sprache. Ich weiß aber: Das Wort Heimat ist ein altes Wort und hat eine lange Geschichte, und gehört vielleicht zu jenen Dingen oder auch Problemen, die nur eine Geschichte, aber keine Lösung kennen. Das hat mit der Geschichte zu tun, auch mit der Geschichte der deutschen Sprache. Das Deutsche ist eine Sprache, in der Goethe seine Trilogie der Leidenschaft schrieb, und andere ihre Todesurteile hinausgebellt haben.

Und doch war beides, die deutsche Sprache und das Wort Heimat für manchen Emigranten so etwas wie ein Synonym.

Die Frage nach der Heimat geht an einen Schriftsteller.

Gehört nicht auch das Wort „Heimat“ wie die Sache selbst zu seinen Habseligkeiten, die ihm noch geblieben sind, vielleicht nur als Sehnsucht (Platz 3), welche in der Vergangenheitsform das Heimweh ist, in Zeiten, da schon fast seine ganze Welt in der Globalisierungskelter verschwunden ist?

Ich bin kein Baum, und habe auch keine Wurzeln. Aber Heimat ist ein Wort, das es, wie Heimweh, so nur im Deutschen gibt.

Aber ich weiß ein Haus mit einem Obstgarten, da steht auch ein Birnbaum, und an jener Stelle würde ich vielleicht Heimat orten, ehrlich gesagt: Ich bin eigentlich überfragt.

Die Heimat wird immer weniger.

Sie ist zudem in Verruf geraten.

Sie kann nichts dafür. Sowenig wie Goethe etwas dafür kann, dass in seiner Sprache Bücher wie „Mein Kampf“ geschrieben, Wahnsinnreden gehalten, die Rassegesetze von Nürnberg formuliert und kommentiert, Todesurteile am Volksgerichtshof hinausgebellt wurden von Leuten, die möglicherweise auch noch den „Faust“ lasen. Und

Mengele soll ja auch ein Musiker gewesen sein, der die Liedvertonungen von Schubert liebte.

Ja. Und doch gab es Menschen, Überlebende, die sagten, dass für sie die deutsche Sprache so etwas wie Heimat war.

Ich lebe nun schon lange als Schriftsteller, der seine Bücher in der deutschen Sprache schreibt, an drei verschiedenen Orten, mehr oder weniger freiwillig, gerne in Berlin, am liebsten in meinem Haus in Sallahn im Wendland, unweit der Elbe, und dann auch noch in meinem Elternhaus, wo ich die ersten zwanzig Jahre ohne Ferien verbrachte, die Sommertage über aber meist unter freiem Himmel, bei der Arbeit auf dem Feld. Kinderarbeit. Das war in Schwäbisch Mesopotamien, wie ich das Land zwischen Donau und Bodensee nenne. Der Ort heißt, als wäre es nicht genug, auch noch: Rast. Seitdem ich aus Rast aufgebrochen bin, das heißt, seit mehr als 35 Jahren, bin ich praktisch unterwegs. Einmal sogar war es in östlicher Richtung um die Welt, von New York aus, und wieder zurück nach New York. Da hat Woody Allen seine Heimatfilme gedreht.

Provinz gibt es nicht. Es gibt nur Welt. Und Heimat kann, wie die Heimatlosigkeit, überall sein.

Heimat muss ja nicht das Land sein. Oder dieses oder jenes Buch und Lied.

Auch Berlin kann Heimat sein. Oder Mumbai. Oder Lübeck, zumal für einen Schriftsteller wie Thomas Mann, der mir in seinen frühen Büchern auch sein Heimweh nach Lübeck verrät. Und erst in den Buddenbrooks. So etwas ist lebenslänglich, für alle, die nicht mehr in der Heimat sind. Deren Status mit „heimatlos“ umschrieben werden müsste. Wem käme es in den Sinn, Berlin Alexanderplatz einen Heimatroman zu nennen? Oder die Buddenbrooks? Und die Motivation des Schreibens von Thomas Mann, der lange weg war von Lübeck, als Heimweh? Oder einen Film von Woody Allen als Heimatfilm zu bezeichnen? Mir schon.

Alle Literatur ist im Prinzip Heimatliteratur. Als wäre alles nach Hause geschrieben.

Es geht um den Menschen in seinem Sinnen und Trachten, mit seinem Leben und Sterben, hier, auf dieser Welt, die zwar rund und inzwischen recht klein ist, sonst aber ganz schön aus den Fugen. Vielleicht war sie das immer schon. Da wird Heimat zu einer schönen Vorstellung im Augenblick, da unsere jeweilige Welt und Sprache und jegliche Heimat in der Globalisierungskelter zu verschwinden droht.

Heimat: Es bedeutete in meiner Muttersprache etwas ganz Konkretes. Die Heimat, das war der Hof, von dem jemand stammte. Oder wenigstens das Haus. War also etwas ganz Individuelles und Einmaliges, und Konkretes, im Gegensatz zu jenem Bedeutungsmissbrauch des Wortes Heimat, wo am Ende vor allem nationale Töne mitschwangen, und manch Verrückter „Deutschland“ gesagt hätte.

„Heimat“ ist ja eines der vieldeutigsten und in Verruf geratensten Wörter, und zwar durch nichts anderes als durch den Nationalsozialismus, den es auch in meinem Dorf gab, und ebenso an der Elbe und in Berlin. Ich weiß, dass Heimat nichts mit Provinz und nichts mit Nation zu tun hat, eher eine Gegenvorstellung zu beiden ist, wohl aber mit Welt.

Die Frage nach der Heimat ist heute nur im Zusammenhang mit der Globalisierung zu sehen und vielleicht auch zu beantworten.

Heute, auf dieser Welt, mit dieser Welt und diesen Menschen, die es immer noch nicht geschafft haben, jene zu sein, die sie sein sollten: Menschen, die sie doch eigentlich sein wollen oder sollten, deren Fortschritt – laut Adorno – von der Steinschleuder zur Megabombe geht, fällt mir bei dem Wort Heimat als Erstes die Heimatlosigkeit des Menschen ein, der in einer Gesellschaft lebt, die in ihrem „mainstream“ eigentlich mit „Wegwerfgesellschaft“ genauestens erfasst ist, mit dem Menschen, der nun ganz entmündigt als Verbraucher durchs Leben geschleust wird und sich derart definieren lassen muss.

Die Globalisierung: betrifft das Leben auf dem Land mehr als jenes in der Stadt:

Lesen Sie Klaus Brills traurig-brillantes Buch: „Deutsche Eiche made in China. Die Globalisierung am Beispiel eines deutschen Dorfes“.

Dieses Buch besteht praktisch nur aus Schlusskapiteln, so auch aus jenen – sagt man – unter die Haut gehenden Seiten, wie er das Ende des Männergesangvereins 1880 Alsweiler beschreibt. Er hätte auch mein Dorf oder meine Stadt nehmen können.

Wie auf Taubenfüßen, so unbemerkt still und konsequent verwandelte sich das Leben, doch auf dem Land noch etwas mehr. Die Dörfer sind nun Dorfattrappen, die Bauernhäuser heißen auch nur noch so, und die Kinder von Menschen, die – ach, du liebe Zeit! – noch mit der Hand melken konnten, und dies ein Leben lang getan haben, und nie das Meer sahen, und doch ganz auf der Welt waren, fahren nun im Van zum Discounter im Einkaufspark und holen sich die H-Milch im Tetrapack und über Weihnachten und Neujahr geht es für eine Woche nach Scharm-el-Scheich.

Das Gegenstück zu Heimat war einst die Fremde. Manches Lied singt noch davon, von beidem. Beides gibt es ja so nicht mehr: In drei Stunden bist du, sind Sie mitten in der Sahara.

In acht Stunden sind Sie, bist du in New York oder Mumbai.

Heimat ist jedenfalls nicht da, von wo man wegfliegen möchte.

Es versteht sich von selbst, dass Heimat, dieses Wort von einst, ein schmerzstillendes oder schmerzerregendes sein konnte, je nachdem, wo dieses Wort zum Vorschein kam.

Als wäre es nicht genug gewesen, gab es in der Nachkriegszeit, in der ich aufwuchs, den Heimatfilm.

Aber das setzt doch zu Recht Menschen voraus, die ihre Heimat verloren haben.

Einst, und – damit haben wir es alle zu tun – gerade heute, da wir über das Fernsehen von Menschen erfahren, die beim Versuch, Land unter ihre Füße zu bekommen, schon im Flüchtlingsboot vor Lampedusa scheitern.

Ich komme aus der fabelhaften Wohlfühlregion Nr. 1 in Deutschland, das ist die Region Bodensee Oberschwaben, so das Ergebnis einer groß angelegten Verbraucher-Studie. Andere sagen immer noch „Heimat“; und das Wort „Verbraucher“, statt Mensch, hätten sie längst zum „Unwort des Jahres“ gewählt.

Für mich als Sprachmenschen ist es etwas Betrübliches, zu erkennen, dass es auch in der Sprache keine Heimat gibt, denn meine Sprache, das schwäbische Alemannisch, die sogenannte Muttersprache, ist ja längst am Sterben. Und es ist nicht schön, etwas Geliebtem dabei zusehen zu müssen.

Heute, da alles gleich nah und gleich fern ist, hat das Wort eigentlich auch seinen Sinn verloren.

Und fast in Lichtgeschwindigkeit werden die Messages versandt, die Bilder.

Der Bildschirm täuscht ein Leben vor, das virtuelle Leben in SMS-Geschwindigkeit: Botschaften jagen in einer Art Lichtgeschwindigkeit um die Erde, die rund ist, wo der Mensch versucht, über die Runden zu kommen, die oftmals eckig sind, und am Ende der „rasende Stillstand“.

Wo soll da noch Heimat sein?

Der Bootsflüchtling aus Mauretanien, die Frau mit ihrer Sprache aus dem anatolischen Dorf wird es aber noch wissen. Und den Satz: „Durst ist schlimmer als Heimweh“ gibt es auch noch.

Und der verjagte Schriftsteller, dem das Gerinnungselement des Vergessens fehlt, der sich also erinnern und schreiben muss, wird davon vielleicht ein Lied singen können.

Und ich selbst kann mich erinnern, als ich zum ersten Mal bei den zehn Kilometer entfernten Großeltern in Ferien war, dass man mich schon am dritten Tag abholen musste. Diagnose: Heimweh. Mein Vater schämte sich vielleicht für seinen Sohn und machte mir auf dem Heimweg Vorwürfe: Er sei sieben Jahre lang überhaupt nicht nach Hause gekommen, erst 1949 aus Russland zurück. Wahrscheinlich hatte er unter anderem auch Heimweh.

Davon sprach er aber nicht, sowenig wie vom anderen.

Paradigmenwechsel des Lebens:

Das Verschwinden von Heimat ein „Kollateralschaden“ (Unwort des Jahres 1999) der Globalisierung?

Die hat auch eine sichtbare Dimension. Ebenso wie die Heimat.

Als einem Augenmenschen, der ich auch noch bin, fällt dazu noch ein, dass auch die sichtbare, optische Heimat immer weniger wird.

Wie sich die Globalisierung auch als Zersiedelung in die Welt hineinfrisst.

Mit Umgehungsstraßen, Gewerbeparks und Wohnanlagen mit Häusern, die keine Geschichte haben und haben werden, und monströsen Windparks, gleich hinter dem Birnbaum von Ribbeck und bald überall? Sowie all diesen zu Stromfabriken mutierten Dächern, die sich nicht in das Bild fügen, das sich der sehende Mensch von „Heimat“ macht. Ein Atomkraftwerk freilich auch nicht.

Die schönen Dörfer, die es gab und die ich kannte als Welt, sind längst aufgegeben, sind bestenfalls noch Schlafstationen. Auf den dazugehörigen Feldern stehen keine Menschen mehr, das Jahr über auch keine Maschinen mehr, ein der Agrarindustrie überlassenes Betriebsgelände.

Heimat: Der Mensch, der sich als Verbraucher versteht, steht ratlos vor diesem Wort.

Die Stiftung Warentest hilft hier auch nicht weiter.

Es gibt nach wie vor die Vorstellung von Heimat. Das ist aber mehr als ein schönes Wort.

Die Frage aber, was für mich Heimat ist, muss ich, wie alle großen Fragen (Was ist Zeit? Was ist Liebe? Was ist das Leben?) so beantworten:

„Bevor Sie mich fragten, wusste ich es noch.“